

Berufen

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE
DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTART



MILITÄRSEELSORGE

Maike Seelhorst ist für Soldatinnen und Soldaten da

GEISTLICHER ODER "GEMEINDE-MANAGER"?

Bernd Herbinger ist Dekan

KAFFETRINKEN MIT GOTT

Sr. Marie-Pasquale schreibt aus ihrem Alltag

Geistlich leben heißt,
mit Gott ins Gespräch zu kommen,
und zwar mitten im Alltag
und nicht durch mühsame Übung.

Bernd Herbinger

- 6** „Es geht immer um Leben und Tod“
Maïke Seelhorst ist Militäreseelsorgerin
- 12** Von Bierbrauern, Fahrstühlen
und Geistlichen
Der Dekan von Friedrichshafen erzählt:
Bernd Herbinger
- 18** „Kaffeetrinken mit Gott“
Sr. Marie-Pasquale Reuver erzählt
von Alltagsbegegnungen
- 24** 7 Fragen an ...
Peter Hünermann, Dogmatikprofessor
an der Uni Tübingen
- 26** „Jeder darf sein Bild malen“
Alexandra Bosch ist Ehrenamtskordinatorin
- 32** Heiliger Hubertus von Lüttich
Patron der Jäger oder christlicher Tierschützer?
- 34** „Ihre Tür steht immer offen“
Wenn Studierende Hilfe brauchen,
kommen sie zu Theresa Heinz
- 38** „Mann am Meer“
Eine Bildbetrachtung von Andreas Jauss
- 42** Termine
Diözesanstelle Berufe der Kirche und
Päpstliches Werk für geistliche Berufe

IMPRESSUM

Herausgeber: Päpstliches Werk für geistliche Berufe
der Diözese Rottenburg-Stuttgart

V.i.S.d.P.: Weihbischof Dr. Gerhard Schneider

Chefredakteurin: Manuela Kaczmarek

Redaktion: Dominik Kunek, Felix Maier, Gabriel Häußler, Valerie Stenzel, Jakob Rager,
Julia Gaul, Jörg Kohr, Sr. Dorothea Piorkowski, Gerhard Schneider

Redaktionsanschrift: Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart,

und Vertrieb: Brunsstraße 19, 72074 Tübingen, berufe-der-kirche@drs.de
<http://www.berufe-der-kirche-drs.de>

Fotos: Titel: Andreas Jauss ("Camino", 2018, 50 x 70 cm, Acryl/Leinwand); S.6, Philippe Stupp/Bundeswehr;
S. 8, Lara Driessen/Bundeswehr; S. 11, Kevin Kügele/Bundeswehr; S. 12,17, privat; S. 18, 23, istockphotos;
S.22, privat; S. 24, privat; S. 27, 31, 42, webvisio; S.24, privat; S. 40, privat

Gestaltung: Werbeagentur Know-how, Herrenberg

Druck: DS Print, Böblingen

Gedruckt auf umweltschonendem Papier



Liebe Leserinnen und Leser,

*vor kurzem bekam ich eine Einladung zu Exerzitien im Alltag in der Fastenzeit. „Baustelle Kirche“ wird das Thema dieser Exerzitien sein. Für mich könnte es in diesen Zeiten des Umbruchs keinen besseren Titel geben. Die Kirche erinnert mich in der Tat an eine Großbaustelle. Bei laufendem Betrieb muss sie fit gemacht werden für's 21. Jahrhundert. Und dass das nicht immer gemütlich ist, sondern anstrengend und herausfordernd, versteht sich von selbst. Verschärfend kommt hinzu, dass wir umbauen, ohne schon den genauen Plan zu haben. Das würde bei einem Bau aus Steinen, Beton und Stahl nicht gutgehen. Aber in Sachen Kirche geht es ja um einen „menschlichen“ Bau. Es geht um die Frage, wie wir Christ*innen in diesem Jahrhundert voller Herausforderungen als Kirche ein brauchbares Werkzeug für Gottes gute Lebensvision sein können.*



Die Texte dieses Heftes geben mir da schon ein paar Hinweise. Bei Dekan Bernd Herbinger lese ich, dass das Geistliche und das Strukturelle nicht gegeneinander ausgespielt werden sollten. Beides befruchtet sich gegenseitig und bewirkt, dass durch gute Entscheidungen gute Rahmenbedingungen für ein sinnvolles Leben gefördert werden. Bei der Engagemententwicklerin Barbara Bosch lerne ich, dass sich die Kirche der Zukunft mehr an Charismen als an vorgegebenen Aufgaben orientieren wird. Sie wird also stärker von der gemeinsamen Verantwortung von Ehren- und Hauptamtlichen geprägt sein. Die Militäriseelsorgerin Meike Seelhorst zeigt, wie wichtig es ist, dass Kirche weiterhin professionelle Seelsorge anbietet und nah bei ganz konkreten Menschen ist. Sie bietet Begleitung und Partnerschaft dort an, wo die Herausforderungen unserer Zeit sichtbar werden: bei der Verteidigung von Rechtsstaat und Demokratie, bei der Unterstützung von Kranken, Trauernden, Geflüchteten und Marginalisierten oder beim Kampf für den Erhalt unserer natürlichen und gesellschaftlichen Lebensgrundlagen. Wie wichtig dabei ein lebendiger Glaube ist, klingt in allen Texten dieses Berufen-Heftes an.

Ich freue mich, dieses Editorial für das Magazin berufen schreiben zu dürfen. Als Leiter der Diözesanstelle Berufe der Kirche bin ich dankbar, dass junge Redakteurinnen und Redakteure Menschen sichtbar machen, die voller Freude ihre Berufung leben, die als Seelsorgerinnen und Seelsorger oder an anderer Stelle und an anderen Aufgaben arbeiten und ihre Tätigkeit mit ihrer ganz eigenen Berufung verknüpfen.

In diesem Sinn wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre, viel Elan für die Baustelle Kirche und eine inspirierende und lebendig machende Kar- und Osterzeit.

Ihr Dr. Jörg Kohr

„Beim Dienst an
der Waffe geht es
immer um Leben
und Tod“



Maike Seelhorst (33) ist ausgebildete Pastoralreferentin und seit September 2022 katholische Militärseelsorgerin für Soldatinnen und Soldaten bei der Bundeswehr. Neben seelsorglicher Begleitung und lebensweltlichem Unterricht steht dabei vor allem eines für sie im Mittelpunkt: der einzelne Mensch.





Ich glaube mehr und mehr daran, dass Kirche in Form von pastoralem Personal im Lebensalltag der Menschen viel präsenter sein sollte, dass wir noch viel mehr rausmüssen aus den gewohnten Strukturen.

Frau Seelhorst, Seelsorge ist ein breites Feld. Was hat Sie bewogen, Ihrer Tätigkeit als Seelsorgerin ausgerechnet bei der Bundeswehr nachzugehen?

Ehrlich gesagt war das tatsächlich der Ruf nach Abenteuer. Nach dem Eintauchen in eine Welt, von der ich noch gar keine Ahnung hatte. Ich habe mich schon immer gerne mit Menschen unterhalten, die nicht auf den ersten Blick mit Kirche zu tun haben, denn da wird es lebendig, in diesen Gesprächen wächst Glaube, oft auf beiden Seiten. Ich glaube mehr und mehr daran, dass Kirche in Form von pastoralem Personal im Lebensalltag der Menschen viel präsenter sein sollte, dass wir noch viel mehr rausmüssen aus den gewohnten Strukturen.

Für wie viele Menschen sind Sie als Seelsorgerin und Ansprechperson in Ihrer „Kategorie“ zuständig?

Ich betreue insgesamt sechs Kasernen, in denen rund 1200 Soldatinnen und Soldaten ihren Dienst tun. Hinzu kommen bei Bedarf deren Familien. Außerdem bin ich an einer Ausbildungseinrichtung der Bundeswehr, die rund 6000 Soldatinnen und Soldaten jährlich aus- und weiterbildet. Auch für sie bin ich während der Dauer ihrer Lehrgänge zuständig. Hin und wieder wenden sich auch zivile Angestellte der Bundeswehr an mich und im Auslandseinsatz bin ich natürlich für alle Soldatinnen und Soldaten vor Ort zuständig. Sie kommen jedoch aus ganz Deutschland, wodurch sich ein großes, deutschlandweites Netzwerk ergibt.

War es für Sie schon immer ein Herzenswunsch, in die Militärseelsorge zu gehen oder konnten Sie sich vor Ihrer Ausbildung auch einen anderen Bereich vorstellen?

Eigentlich war das Zufall. Ich habe das Theologiestudium mit der Absicht begonnen, in der Gemeinde zu arbeiten. Auf dem Katholikentag in Mannheim 2012 habe ich zufällig den Stand der Militärseelsorge entdeckt. Die Leute am Stand erzählten mir von ihrer Tätigkeit und ich war so begeistert, dass ich fragte, wann ich denn dort anfangen könnte. Damals sagten sie mir, dass Seelsorgerinnen und Seelsorger oft erst mit 10, 15 Jahren Berufserfahrung in die Militärseelsorge kommen. Kurze Zeit später erfuhr ich über das theologische Mentorat, dass eine Kooperationsvereinbarung zwischen der Diözese Rottenburg-Stuttgart und dem Katholischen Militärbischofsamt (KMBA) vereinbart wurde: Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten sollten die Möglichkeit erhalten, die Berufseinführungsphase in der Diözese zu machen, um nach den drei Jahren direkt in die Militärseelsorge zu gehen. Diesen Weg verfolgte ich also, und was soll ich sagen – eine hervorragende Entscheidung oder vielleicht sogar Fügung.

Wie sieht ein durchschnittlicher Arbeitstag bei Ihnen aus? Gibt es in Ihrem Dienst überhaupt so etwas wie einen beruflichen „Alltag“?

Der Alltag ist, dass es keinen Alltag gibt. Militärseelsorge beruht auf vier Säulen: Seelsorge, Gottesdienst, Lebenskundlicher Unterricht und Einsatzbegleitung. Seelsorge lässt sich nicht planen, Menschen kommen, wenn sie Unterstützung brauchen. Das Schöne bei der Bundeswehr ist, dass dieses Angebot stark wahrgenommen wird, deutlich stärker, als ich es aus der Zivilgemeinde kenne. Mehrere Seelsorgegespräche pro Woche sind keine Seltenheit. Gottesdienste finden in der Regel ein Mal im Monat statt und zu besonderen Anlässen. Auch die werden von Soldatinnen und Soldaten egal welcher Konfession oder Religion sehr geschätzt. Denn sie bieten einen Blick

auf das Mehr des Lebens und auch immer die Gelegenheit zum geselligen Zusammenkommen. Vor allem in den Einsätzen sind Gottesdienste ein wichtiges Ritual für viele, egal ob gläubig oder nicht. Lebenskundlicher Unterricht ist so eine Art Angewandte Ethik, in der es immer um die Frage geht „Wie gelingt Leben?“. Was ist für mich wichtig, was ist für andere wichtig, wie entstehen Konflikte, wie kann ich damit und mit weiteren Belastungen umgehen?

Soldatinnen und Soldaten haben einen besonderen Zugang zu ihren existentiellen Lebensfragen, und sie haben Worte dafür, darüber zu sprechen.

Was macht in alldem für Sie gerade die Arbeit in der Militärseelsorge so einmalig und besonders?

Soldatinnen und Soldaten haben einen besonderen Zugang zu ihren existentiellen Lebensfragen, und sie haben Worte dafür, darüber zu sprechen. Daher werden Gespräche mit Soldatinnen und Soldaten sehr schnell sehr tief, was ich sehr schätze. Ich nehme wahr, dass sie überdurchschnittlich gut über ihre Lebensthemen sprechen können. Dies liegt an der Besonderheit des Dienstes: Beim Dienst an der Waffe geht es letzten Endes immer um Leben oder Tod, was alle großen Lebensfragen aufwirft. Außerdem bringt der Dienst mit sich, dass die allermeisten Soldatinnen und Soldaten pendeln, sie sind also oft (und lange) von Familie und Freunden getrennt und können kaum an festen Hobbygruppen teilnehmen. Als Parlamentsarmee haben die Soldatinnen und Soldaten auch eine größere Nähe zur Politik und reflektieren regelmäßig über Politik, Geschichte und Gesellschaft in der Politischen Bildung, was neben dem Lebenskundlichen Unterricht ein weiterer

Pflichtunterricht für alle ist. Beide haben eine Auseinandersetzung mit Werten zum Ziel. Daher sind Themen wie Beziehung, Familie und Zeit immer sehr präsent. Außerdem vermischen sich bei der Bundeswehr wie bei kaum einem anderen Arbeitgeber die Arbeitsgruppen bezüglich Alter, Bildungsniveau und Lebensentwürfen. Das bringt eine große Vielfalt mit sich. Soldatinnen und Soldaten sind oft sehr direkt und schnell im Denken. Sie können klare Aufträge sehr schnell umsetzen, sie haben gelernt, Ziel und Zweck nicht aus den Augen zu verlieren. Das heißt zum Beispiel ganz konkret, dass sie mich völlig selbstverständlich als Pfarrerin ansprechen, weil das nun mal der Name meiner Funktion ist. Und Kirche gilt in ihren Augen dann als veraltet, weil sie das noch nicht verstanden hat, dass Menschen nach Funktionen angesprochen werden.

Solche Gespräche mit Soldatinnen und Soldaten werden auch für Sie selbst nicht immer leicht sein, besonders wenn schwierige Einsätze oder traumatische Erfahrungen im Mittelpunkt stehen. Gab oder gibt es Momente, in denen auch Sie mit Ihrem eigenen Glauben an Ihre Grenzen kommen?

Nein. Denn Gott trägt immer. Das klingt vermutlich unerträglich fromm, ist aber ernst gemeint, da ich Gott so fühle und erlebe. Außerdem gibt es ein großes Hilfsnetzwerk für Soldatinnen und Soldaten: Militärseelsorge, Truppenärzte, Sozialdienst und Truppenpsychologie. Dieses Netzwerk trifft sich regelmäßig zu Fallbesprechungen. Ziel ist es selbstverständlich, Soldatinnen und Soldaten zu helfen. Als positiven Nebeneffekt profitiert aber auch das Netzwerk selbst von interdisziplinären Fallbesprechungen. Hier darf ich immer wieder die Erfahrung machen, dass ich nicht alleine bin, sondern dass die Kolleginnen und Kollegen ähnliche Erfahrungen machen, was für mich wiederum zeigt, wie Gott mich trägt.

Welche Rolle spielt der Glaube für die Soldatinnen und Soldaten in ihrem Alltag?

Viele Soldatinnen und Soldaten erzählen mir, dass der Glaube für sie eine Rolle spielt. Aber weniger im Dienstalltag, und vor allem nicht in der Kirche. Viele von ihnen sind ausgetreten und sind davon überzeugt, dass sie eine Kirche für ihren Glauben nicht brauchen. Das sehe ich anders. Meiner Meinung nach braucht es die Institution, um gewisse Glaubensinhalte zu tradieren und ihre Verlässlichkeit hervorzuheben. Das führt natürlich immer zu interessanten Gesprächen. Soldatinnen und Soldaten schätzen die Standortgottesdienste, und vor allem die sonntäglichen Gottesdienste im Einsatz sind ein besonderes Ritual. Manchen geht es dabei weniger um Glaube, als vielmehr darum, einmal den Horizont zu erweitern, die Atmosphäre zu genießen, einen anderen Input zu bekommen. Denn gerade im Einsatz wird es sehr schnell sehr eintönig, und die Kapelle ist oft der schönste Raum im Camp.

Wie Sie bereits berichtet haben, unterrichten Sie die Soldatinnen und Soldaten im Rahmen Ihrer Seelsorgetätigkeit auch vor Ort. Was ist Ihnen bei der Ausbildung und in Ihrem Unterricht dabei besonders wichtig?

Mir ist es wichtig, dass sie in meinem Unterricht einen Safespace erleben, in dem sie alles sagen dürfen, zum Beispiel auch über Tabus sprechen. Denn ich mache die Erfahrung, dass so Vieles ungesagt bleibt, was wichtig ist ausgesprochen zu werden. Außerdem habe ich einen Bildungsauftrag und Bildung geschieht auch über Lesen, auch wenn manche darüber meckern, wenn Textarbeit angesagt ist.

In jedem von uns Menschen steckt ein Funken Gott, daher geht Gott im ganzen Leben mit, in allen Höhen und in allen Tiefen.

Mir ist es wichtig, ihren Dienstalltag zu verstehen und auch ihre Sprache. Im Unterricht möchte ich ihren Dienstalltag und ihre Sprache mit ethischen Fragen verknüpfen und ihnen so die Tiefendimensionen des Menschseins näherbringen.

Als Militärseelsorgerin, die täglich mit den unterschiedlichsten existenziellen Erfahrungen konfrontiert wird, und als gläubige und überzeugte Christin: Glauben Sie, dass es einen Ort gibt, an dem Gott nicht gegenwärtig ist?

Nein. Kurze, stumpfe Bundeswehrantwort. Die Theologin in mir fügt hinzu: Denn in jedem von uns Menschen steckt ein Funken Gott, daher geht Gott im ganzen Leben mit, in allen Höhen und in allen Tiefen.



TEXT DOMINIK KUNEK (25)





Von Bierbauern, Fahrstühlen und Geistlichen

Berufen, und dann? Mit der Berufung ist ein Anfang gesetzt, doch was danach kommt, welcher Beruf daraus folgt, welche Überraschungen und Krisen das Leben bereithält, wie und wo man sich einsetzt, das bleibt offen und zeigt sich erst im Leben selbst. Im Interview erzählt Bernd Herbinger von seiner bewegten Berufungsgeschichte und erläutert, was es heißt, Geistlicher und Gemeinde-Manager zu sein.

Wie sind Sie als Jugendlicher auf die Idee gekommen, Priester zu werden?

Das ist bei mir schon sehr früh gewesen, doch bin ich nicht etwa über die Jugendarbeit daraufgekommen. Ich meine vielmehr sagen zu können, dass ich das wirklich in meinem Herzen gespürt habe, dass Gott zu mir Kontakt aufnimmt und sich mir existenziell in seiner Person offenbart. Das hat in mir den Wunsch geweckt, ihm zu antworten. Aber das Wort „Pfarrer“ als Berufsbeschreibung war nicht in meinem Herzen. Es war insgesamt ein sehr persönliches, geistliches und dialogisches Geschehen mit Gott.

Wie hat Ihr Umfeld damals darauf reagiert?

Meine Eltern haben sich sehr zurückgehalten, wohl um mich in meiner Entscheidung nicht zu beeinflussen. Doch um diese Berufung herum, die am Anfang ein zartes Pflänzchen war, wuchs auch dieser Efeu der kritischen Anfragen. Als ich dem Weihbischof bei meiner Firmung sagte, dass ich Priester werden will, reagierte er skeptisch und sagte nur, dass man sich das gut überlegen muss. Bei einem Freund vor mir, der Bierbrauer werden wollte, prustete er nur vor Freude und sagte: „Das braucht man.“ Das hat mich damals schon ein bisschen enttäuscht. Generell haben die Erwachsenen eher skeptisch und kritisch, die Gleichaltrigen amüsiert, aber positiv reagiert.

Als junger Pfarrer haben Sie sich beurlauben lassen, wie kam es dazu und wie ging es dann weiter?

Ich hatte eine Berufungskrise, wobei, damals dachte ich nicht, dass es nur eine Krise ist, sondern es kam mir recht endgültig vor. Ich habe einfach gedacht, es geht nicht mehr, Priester zu sein, nicht allein des Zölibats wegen. Und ich wollte nochmal etwas ganz anderes machen, also nicht im sozialen Bereich der Kirche. So habe ich ein attraktives Angebot der Deutschen Bundesbank wahrgenommen: ein dreijähriges Schnellstudium in Betriebswirtschaft mit Bezahlung. Die Aussicht darauf, Bundesbeamter zu

sein, bot zudem eine gewisse Sicherheit. Ich war nach dem Studium mit meiner Arbeit beim Europastab in der Zentrale der Bundesbank eigentlich auch ganz glücklich, sie hat mich abends zufrieden ins Bett gehen lassen und morgens motiviert wieder hingehen lassen. Ich rechne es Gott hoch an, dass er mich zuvor in der Situation eines extrem beanspruchenden Studiums nicht hat hängen lassen, denn ich bin nicht gescheitert, im Gegenteil. Die Bank hat mich in die Zentrale geholt. Das habe ich als Begleitung Gottes erfahren, als ob er sagen würde, „Wenn du diesen Weg gehen willst, dann geh ihn, ich unterstütze dich trotzdem.“ Ohne es zu wissen, hat mich die Betriebswirtschaft für meine späteren unternehmerischen und organisatorischen Aufgaben der Dekanatsleitung gut vorbereitet. Im Theologiestudium lernt man zwar viel, aber Managen gehört nicht dazu, das muss man sich dann selbst draufschaffen.

Warum sind Sie in den Kirchendienst zurückgekehrt?

Nach und nach habe ich realisiert, dass ich da, wo ich gerade bin, überhaupt nicht richtig bin, obwohl ich mir das einzureden versuchte. Dafür erzähle ich gerne die „Fahrstuhlgeschichte“. Im Hauptgebäude der Bundesbank kam es im Fahrstuhl immer wieder zu kurzen Gesprächen vor dem Aussteigen. Irgendwie hatte sich rumgesprochen, dass ich Pfarrer gewesen war, und die Leute haben das positiv gesehen und mich wie einen Seelsorger angesprochen. Es ging um persönliche Sorgen, existenzielle Fragen, Krankheit, die Hochzeit der Tochter ... Als sich diese Erfahrungen häuften, merkte ich: Der liebe Gott ist noch nicht ganz fertig mit mir. Da hat es zum dritten Mal geklingelt und ich dachte mir, entweder du reißt jetzt das Kabel ab oder du gehst an die Tür. Ich habe mich dann für Letzteres entschieden.

Wie sind Sie letztlich als Pfarrer nach Friedrichshafen gekommen?

Ich hatte zuerst recht vorsichtig wieder bei der Diözese angefragt, ob man noch Interesse an einem

Priester hätte, und es war eine richtig schöne Erfahrung, wie mir dann begegnet wurde. Der Personalreferent sagte mehr oder weniger: Ja klar, kommen Sie zurück, wir brauchen Sie. Es gab keine schiefen Blicke, Vorbehalte oder Misstrauen, ob ich auf dem rechten Weg sei. Der Bischof hat mir noch persönlich sein Vertrauen ausgesprochen und dann bin ich schnell auf meine jetzige Stelle gekommen, und zwar direkt als leitender Pfarrer.

Was sind Ihre Aufgaben als Dekan und Vorsitzender der Gesamtkirchengemeinde?

Hauptsächlich bin ich Pfarrer von drei klassischen und einer italienisch-muttersprachlichen Gemeinde, aber auf der Ebene der Pfarrei muss ich mich nicht mehr um Finanzfragen o.Ä. kümmern, denn das ist ausgelagert auf die Ebene der Gesamtkirchengemeinde, zu der vier Seelsorgeeinheiten gehören. Es gibt wie in einer Solidargemeinschaft einen gemeinsamen Topf von Kirchensteuern und monatliche Besprechungen, sodass ich als Vorsitzender viele unternehmerische Aufgaben habe und wie ein Manager arbeite. Viele Projekte, Vorhaben und Konzepte landen auf meinem Schreibtisch, sodass ich immer mitkriege, was passiert. Meine Aufgabe ist es dann, zu delegieren und zu schauen, wer sich vielleicht mal in einem anderen pastoralen Feld ausprobieren möchte und wo die Begabungen der Leute liegen ... Kooperationsarbeit und das Netzwerken geht viel von den pastoralen Mitarbeiter:innen selbst aus und dort würde ich nur eingeschaltet werden, wenn es zu Schwierigkeiten kommen sollte.

Warum muss der leitende Pfarrer immer der Letztverantwortliche in allen Dingen sein?

Kommt die Seelsorge manchmal zu kurz in Ihrem Berufsalltag?

Es stimmt schon, dass die Möglichkeiten, ansprechbar zu sein, entschieden größer sein sollten, aber verstehen Sie mich nicht falsch, auch das Bürokratische oder Unternehmerische kann erfüllend sein. Wenn ich den Gemeinden einen finanziellen Spielraum ermögliche, sodass sie etwas gestalten können, oder wenn ich den Rahmen für einen Kindergarten-Spielplatz schaffe, dann weiß ich, dass dort Kinder werden spielen können. Das kann auch Spaß machen! Diese Aufgaben kommen mir auch sehr entgegen und ich habe das Gefühl, in der Vielfalt meiner Tätigkeiten ausgeschöpft im guten Sinne zu sein. Aber da ist immer das Gefühl, dass es offene Baustellen gibt, die dringend angegangen werden müssten. Dann muss man seine Zeit-Ressourcen sinnvoll fokussieren, sodass eben die Seelsorge nicht zum Nebenamt wird, aber auch Themen wie Arbeitsschutz etc. nicht zu lange liegenbleiben. Da sehe ich aber auch ungenutzte Entlastungsmöglichkeiten, denn warum muss der leitende Pfarrer immer der Letztverantwortliche in allen Dingen sein?

Wünschen Sie sich eine andere Gemeindestruktur?

Im Grundsatz halte ich an Gemeinden fest, denn dort findet viel kirchliches Leben statt, aber sie müssten nicht unbedingt völlig autonom organisiert sein, denn das geht auch mit viel Bürokratie auf dieser kleinsten Ebene einher. Auch das Clubhafte und die Milieuverengung sind an Gemeinden zu kritisieren. Außerdem müssten Seelsorgeeinheiten vergrößert werden, damit man die finanziellen Mittel hat, um dem Gemeindeleiter eine administrative Co-Leitung an die Seite stellen zu können. Ich habe auch den Eindruck, dass das gewählte Ehrenamt zusehends durch die vielen spezifischen Tätigkeiten mit rechtlicher Relevanz überfordert wird. Und mit größeren Seelsorgeeinheiten könnten auch Pastoralteams sinnvoll eingesetzt werden. Allerdings sollte das angepasst an die jeweiligen Bedürfnisse von Stadt und

Land geschehen. Im pastoralen Dienst haben wir immer noch „burning people“, die aus dem Glauben heraus sozusagen eine höhere Drehzahl haben. Da sollten wir uns auch nicht selbst verzwergeren. Wir dürfen aber keinesfalls zulassen, dass dieser Satz stimmt: „Wir vergraulen die Kundschaft und verheizen das Personal“ und dafür muss eben der Rahmen passen.

Ich will kein Priester sein, der sich intellektuell als Theologe definiert und dann noch als Chef einer Gemeinde, denn da würde das Wesentliche fehlen.

Was sehen Sie an Ihrer Person noch nicht getroffen durch die bisherigen Fragen?

Ich bin primär ein Geistlicher, nicht ein Gemeinde-Manager und ich benutze bewusst dieses altertümliche Wort „Geistlicher“. Ich finde, dass das Geistliche allem anderen vorangehen sollte, und das sollten wir in der Kirche und im eigenen Leben neu entdecken, sonst wird Kirche nur noch als kulturelle oder soziale Trägerin gesehen und wir pflegen eine Form ritueller Folklore. Geistlich leben heißt, mit Gott ins Gespräch zu kommen, und zwar mitten im Alltag und nicht durch mühsame Übungen. Sich einfach einen Moment zu nehmen, um tatsächlich im Geschehen des Geistlichen aufzugehen. Das bedeutet für mich auch, mein Leben und alles Geschehen um mich herum mit dem Bewusstsein wahrzunehmen, dass Gott darin eine Rolle spielen möchte. Ich will kein Priester sein, der sich intellektuell als Theologe definiert und dann noch als Chef einer Gemeinde, denn da würde das Wesentliche fehlen. Ich denke auch, dass ich als junger Priester meine Berufung und mein geistliches Leben mehr hätte pflegen und

festigen sollen, statt einfach nur in der Gemeinde Gas zu geben. Das heißt aber auch nicht, dass mit therapeutischen Exerzitien für Priester, die sie wieder in Form bringen sollen, der geistliche Aspekt genügend berücksichtigt würde. Das Leben aus dem Geistlichen sollte mit der Gemeinde zusammen geschehen.



TEXT VALERIE STENZEL (24)

ZUR PERSON

Bernd Herbinger (54) studierte Theologie in Tübingen und Rom und wurde 1996 zum Priester geweiht. Er verließ 2001 den kirchlichen Dienst und studierte Betriebswirtschaft bei Frankfurt. 2006 kehrte er in den Dienst der Diözese zurück und ist seit 2010 Vorsitzender der Gesamtkirchengemeinde in Friedrichshafen und wurde dort 2018 zum Dekan gewählt.

“



Kaffeetrinken mit Gott



Gott begegnen oder besser gesagt, bewusst in der Gegenwartigkeit Gottes leben, das ist mir ein großes Anliegen in meiner Spiritualität. Festgelegte Gebetszeiten und -formen geben meinem Alltag Struktur. Das hilft mir „dranzubleiben“, egal wie hektisch der Alltag sich auch zeigt. Das gemeinsame Feiern trägt mich über Zeiten, in denen ich mich in meinem Glauben schwer tue und die Zweifel und Fragen hartnäckig sind. Vor allem aber freut es mich, gemeinsam zu feiern: Die Verbundenheit tut einfach gut. Gemeinsam zu singen und zu beten, sich als Suchende zu erleben, die sich danach sehnen, der Liebe Gottes immer mehr Raum in unserer Welt zu geben – das erfüllt mich.



Doch gleichzeitig merke ich immer wieder: Es kommt viel mehr auf die Momente im Dazwischen an. Gott ist nichts nur für „fromme Stunden“ – Gott zu loben fällt mir leicht, wenn ich mit anderen in einen Gesang einstimme. Aber wie ist es denn mit meiner Dankbarkeit im ganz konkreten Alltag? An Gott zu denken, die Gegenwart Gottes wahrnehmen, ist keine große Kunst, wenn wir gemeinsam beten. Aber was, wenn ich von Termin zu Termin hetze? Wo bleibt da Gott?

Ein Bibelwort, das mich schon seit meiner Jugend leitet, ist die Aussage Jesu: „Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch. (...) Bleibt in meiner Liebe.“ (Joh 15) Diese Sehnsucht lockt mich in meiner Gottessuche. Ich erlebe Gott als den/die, der/die mein Leben bejaht. Die mich liebt, trotz und mit all meinen Ecken und Kanten. Gott ist für mich die, die „ja“ zu mir sagt, gerade dann, wenn mein innerer Kritiker zuschlägt. Und diese Zusage, die brauche ich vor allem in meinen alltäglichen Herausforderungen. Mir ist es wichtig, dass mein Alltag durchdrungen ist von kleinen Begegnungsmöglichkeiten mit Gott. Das muss nichts Großes sein, braucht keine „Extra-Zeit“ oder besondere Orte. Wenn ich offen dafür bin, dann kann ich Gott immer und überall begegnen. Wie Alfred Delp es so schön ausdrückt: „Die Welt ist Gottes so voll.“ So gehe ich im Folgenden einen Tag durch mit Möglichkeiten der Gottesbegegnung, die mir zu unterschiedlichen Zeitpunkten in meinem Leben wichtig waren. Diese verschiedenen Ideen sollen Anregungen sein, nach den eigenen Formen und kleinen Ritualen zu suchen. Ich erlebe es als sehr wichtig, den je eigenen Ausdruck zu finden: Jede Beziehung ist anders, so auch jede Gottesbeziehung. Vielleicht kann das ein oder andere eine Anregung für die eigene Gottesbeziehung sein – das würde mich freuen!

Morgens, der Wecker klingelt. Da fängt es schon an:

Wie starte ich in den Tag? Manchmal hatte ich schon bestimmte religiöse Lieder als Weckerton eingestellt, so z.B. häufig Taizé-Gesänge. Oder ich habe einen bestimmten ersten Satz, ein kurzes Bettkantengebet, mit dem ich aufstehe: „Gott, wecke Du meine Seele!“, „Mit Dir, Gott, stehe ich auf!“, „Öffne Du meine Augen Dich zu entdecken!“ Auch die Morgenhygiene kann zum Gebet werden, so z.B. beim Waschen meines Gesichtes: „Öffne Du mir meine Sinne!“ oder beim Zähneputzen: „Hilf mir Herausforderungen nicht verbissen anzugehen.“ Beim Anziehen hat mich eine Zeitlang eine andere Formulierung des Schriftwortes „Du kleidest mich in Gewänder des Heils“ begleitet. Bei mir lautete es: „Du bedeckst mich mit Deiner Liebe und Treue.“ Unsere gemeinsame Gebetszeit hilft mir beim Ausrichten: einstimmen in die Psalmen, nicht selber nach Worten suchen müssen, sondern mich hineingeben in Worte, die seit Jahrtausenden gesprochen werden. Dann der erste Schluck Kaffee, der mich wärmt: „Danke, Gott!“

Der Blick in den Kalender ist für mich oft auch Gebet: „Das steht an, Gott, da brauche ich Deine Gegenwart besonders! Darauf freue mich – und davor fürchte ich mich. Doch ich weiß: Du bist bei mir!“ Gerade dann, wenn mich etwas herausfordert, nehme ich mir einen Moment mehr Zeit: „Gott, hilf mir offen für die Begegnung zu bleiben und mich nicht zu verschließen aus Angst vor Verletzungen.“

Auch beim Schuheanziehen begleitet mich manchmal ein kurzes Gebet: „Wenn ich die Schuhe nun anziehe, dann lass mich dennoch alles, was mir unter die Füße gerät, als heiligen Boden begreifen.“ Ab ins Auto. Die Ampel schaltet auf Rot. Ich schaue auf die Menschen, die an der Ampel stehen: „Gott, Du bist da, in jedem und jeder!“ Vorm ersten Termin noch schnell Brezeln für die Sitzung besorgen. Die Schlange ist lang, ich werde ungeduldig – und

merke, dass meine Stimmung kippt. Es wird eng ... doch bevor ich mich jetzt hineinsteigere, beginne ich innerlich die Menschen vor mir zu segnen. Der Hl. Franziskus sieht in jedem Bruder und Schwester – so versuche ich es auch: „Gott, was auch immer vor jedem und jeder einzelnen steht, sei Du dabei, schenke ihnen gute Worte!“

Dann kommt ein Termin nach dem nächsten. Immer wieder muss ich zwischendrin mein Handy nutzen. Mein Bildschirmschoner ist immer ein Bibelwort oder ein geistliches Bild, mit dem ich unterwegs bin – gerade ist es eine Kreuzesdarstellung: der Hl. Franziskus, der den Gekreuzigten umarmt. Vorher war es eine Karte mit der Aufschrift „Dance your life!“ Immer wieder verändere ich den Hintergrund, um ihn noch bewusst wahrzunehmen. Zwischendrin blitzt die Sonne so richtig durch – ich mache ein Foto, von der Sonne beschienen, und stelle es mit einem kurzen Gebet auf Instagram: „Gott, Du bist die Sonne! Du machst es hell und lässt mich lächeln.“ Auf dem Heimweg komme ich an einem Klettergerüst vorbei – ich steige aus einer Laune hinauf und denke darüber nach, wie oft ich ins Straucheln gerate – und wie froh ich bin, mich doch im Letzten von Gott gehalten zu wissen.

Später koche ich einen Kaffee. Der Automat braucht ein wenig. Die Zeit nutze ich für einen kurzen Moment mit Gott: Ich atme bewusst ein und aus. Konzentriere mich nur aufs Atmen. Um wieder anzukommen bei mir und bei Gott. Ich trinke den Kaffee, trinke ihn bewusst, schmecke bewusst und bin dankbar für diese Pause. In dem kleinen Kaffee spüre ich, wie beschenkt ich bin.

Weiter geht es. Ein Trauergespräch. Danach eine Studentin in großer finanzieller und psychischer Not. Ich mache mir bewusst, dass Gott dabei ist. Ich bin nicht allein, muss nicht die perfekte Antwort haben.

In dieser Gewissheit kann ich die Fragen mit ihnen aushalten. Ich muss den Schmerz nicht nehmen. Auch ich muss nur da sein, hören, was nun von mir gebraucht ist. Wo zeigt sich Gott, hier im Leid? Vielleicht darin, dass ich da bin und mit aushalte?

Ich laufe zurück und verzichte bewusst darauf, Musik oder einen Podcast zu hören. Nach den Gesprächen und all den Gefühlen brauche ich Zeit, um wieder ganz im Moment anzukommen. Das beste Mittel: bewusste Sinneswahrnehmung! Meine Sinne stehen mir immer zur Verfügung: Was höre ich, was sehe ich, was rieche ich, wie fühlt sich der Boden unter meinen Füßen an ...? Ich komme an einem sprudelnden Brunnen vorbei: „Gott, sei gelobt für Schwester Wasser!“ und ich denke darüber nach, ob „sprudelnde Quelle“ nicht auch eine wunderbare Bezeichnung für Gott ist.

Gemeinsames Essen. Meine Mitschwester hat gekocht. Das kleine Gebet, das sie spricht, hilft in der Gottesbeziehung zu bleiben: „Gott, wir danken Dir für alle Speisen auf unserem Tisch und für Deine Gegenwart unter uns.“ Danach beten wir die Vesper und halten eine Zeit der stillen Anbetung. Wie am Morgen das gemeinsame Eintauchen in das Gebet der Kirche (ich stelle mir gerne vor, an wie vielen Orten welch unterschiedliche Menschen die gleichen Worte beten ...) und das stille Sein vor Gott, ohne jegliches „Müssen“ – einfach nur Dasein, mit Ihm und vor Ihm.

Noch ein bisschen Zeit mit der Mitschwester und dann noch einmal an den Schreibtisch: letzte E-Mails erledigen. Das Absenden ist verbunden mit einem kurzen innerlichen Segenswunsch. Und das Herunterfahren des Laptops mit einem Stoßgebet: „Wie der Laptop runterfährt, so lass mich nun runterfahren bei Dir!“ Ich nehme mir Zeit für die Schrifttexte vom nächsten Tag, damit sie mich durch den Tag beglei-

ten mögen. Zum Schluss reduziere ich sie auf ein einziges Wort. Später im Bett liegend geht mein letzter Blick, bevor ich die Augen schließe, auf eine Ikone, letzte innerlich geflüsterte Worte. Das letzte ist das Wort der Schrifttexte. Wenn es dann in meinem Gehirn weiterredet und mich am Einschlafen hindern möchte, versuche ich zurückzukommen zu diesem einen Wort.

Jetzt klingt das alles vielleicht so, als würde ich in steter bewusster Gottesbeziehung durch den Alltag gehen. Schön wäre es ... Es gibt so viele Momente, wo das innere Gefühl dann doch eine Einsamkeit ist oder Alltäglichkeiten sich Raum nehmen, ohne jeden Bezug zu Gott. Genau deshalb suche ich immer wieder nach Ankerpunkten, um eben nicht allein durch den Alltag zu gehen – sondern mir bewusst zu machen: Gott ist da, gegenwärtig, in der Schöpfung, im Nächsten und – auch in mir.



ZUR PERSON

Sr. Marie-Pasquale Reuver hat Theologie studiert, ist ausgebildete Pastoralreferentin sowie Logotherapeutin. Die Franziskanerin von Siessen arbeitet derzeit als Hochschuleseelsorgerin der ÖHG Hohenheim und in der Pastoral an verschiedenen Einsatzorten in Stuttgart und Umgebung. Sie ist außerdem Autorin des Buches „Streu Glitzer drauf!“ und im März veröffentlicht sie ihr neuestes Buch „Missbrauchs betroffenen in Kirche und Gemeinde sensibel begegnen“.



7 Fragen an...

Peter Hünemann



ZUR PERSON

Peter Hünemann (geb. 1929 in Berlin) war Professor für Dogmatik in Münster und Tübingen. Er studierte Katholische Theologie und Philosophie in Rom und wurde 1955 zum Priester geweiht. 1958 wurde er zum Doktor der Theologie promoviert, die Habilitation folgte 1967. Hünemann engagiert sich seit Jahrzehnten für den akademischen Austausch zwischen Deutschland und Südamerika und gründete bereits 1968 das Stipendienwerk Lateinamerika-Deutschland. Auch nach der Emeritierung 1997 ist Hünemann intensiv akademisch tätig; ab 2004 gab er gemeinsam mit Bernd Jochen Hilberath „Herders theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil“ heraus. Hünemann lebt in Rottenburg, wo er auch in der Pastoral mitwirkt.

1 WAS STELLEN SIE SICH UNTER „BERUFUNG“ VOR?

Berufung ist keine „Privatsache“. Am Ende des 2. Weltkrieges war ich gerade 16 Jahre geworden, hatte in der Schulzeit keinen Religionsunterricht, dafür ziemlich genaue Kenntnis über die Konzentrationslager durch meine Familie, ebenso über die Tötung „Lebensunwerten“ Lebens in psychiatrischen Einrichtungen. Ich war über den Gulag informiert und hatte in Berlin Flächenbombardements erlebt. Ich hatte zunächst vor, Architekt zu werden. Dann fragte ich mich: Gibt es nicht wichtigere Aufgaben? Ist der geistig-geistliche Aufbau nicht wichtiger? So reifte in den Jahren 1947/48 mein Entschluss, mich zum Theologiestudium zu melden und Priester zu werden. Ich wurde angenommen und gefragt, ob ich in Rom studieren wollte. Privatsache? Nein. Ein Dreiecksverhältnis: Gott, ein rationaler Mensch, die Kirche repräsentiert durch ihre Autoritäten.

2 WELCHES BUCH HAT SIE ZULETZT RICHTIG GEFESSELT ODER ÜBERRASCHT?

Gefesselt oder überrascht nicht, aber sehr interessiert: Akira Iriye und Jürgen Osterhammel (Hg.), Geschichte der Welt. 1945 bis heute. Die globalisierte Welt, 2013.

3 DER THEOLOGE/DIE THEOLOGIN, DIE SIE AM STÄRKSTEN GEPRÄGT ODER FASZINIERT HAT?

Während meines Studiums haben mich am meisten die strikten Vertreter der neuscholastischen Schultheologie in Rom abgestoßen. Ein erstes Heilmittel bot Karl Barth, in der Präsenzbibliothek im Germanicum, dann Karl Rahner, Schriften und Besuch in Innsbruck, in der Zeit meiner Habilitation dann Bernhard Welte.

4 SIE SIND PRIESTER UND THEOLOGE. WIE GEHÖREN GLAUBE UND WISSENSCHAFT FÜR SIE ZUSAMMEN?

Nur der Mensch als vernünftiges Wesen ist zum Glauben fähig. Wissenschaft ist eine Weise, seine Vernunft zu gebrauchen. So gehören Theologie und Philosophie zusammen. Philosophie steht hier für die Weise, die vielen Einzelwissenschaften im Ganzen und grundsätzlich zu bedenken.

5 SIE WAREN ÜBER JAHRZEHNTE ALS THEOLOGIEPROFESSOR TÄTIG. WELCHE ERKENNTNIS IST IHNEN ÜBER DIESE ZEIT AM WICHTIGSTEN GEWORDEN?

Theologie ist nicht ein Sammelsurium von einzelnen Erkenntnissen, sondern ein geschichtlicher Denkvorgang von grundlegenden Zusammenhängen Gottes und der Welt.

6 WAS WÜNSCHEN SIE SICH FÜR DIE KIRCHE IN DEN NÄCHSTEN JAHREN UND JAHRZEHNTE?

Die Offenheit gegenüber der Wirklichkeit, zu der das Wort Gottes und der Geist Gottes einladen.

7 ZUM SCHLUSS: WORÜBER KÖNNEN SIE HERZHAFT LACHEN?

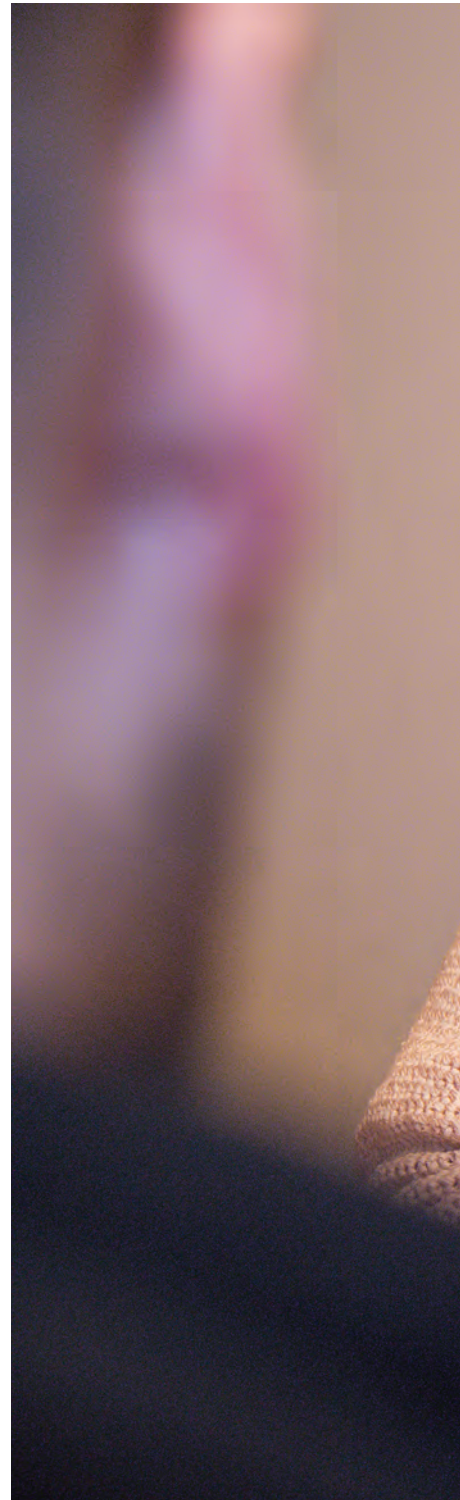
Ich lache ziemlich viel. Über mich selbst, wenn ich mich bei irgend einem Blödsinn er-tappe, über gute Witze und über alle möglichen Verrücktheiten unserer Zeit.



TEXT FELIX MAIER (25)

„JEDER DARF SEIN BILD MALEN“

Wie wichtig ehrenamtliches Engagement in der Kirche ist, hat spätestens das Projekt Ehrenamtskoordination, das die Diözese ab 2018 durchführte, gezeigt. Eine der zehn Modellstellen nahm dabei Alexandra Bosch (55) in Affaltrach (bei Heilbronn) ein, wo die gelernte Pharmazeutisch-Technische Assistentin aus dem Allgäu hauptberuflich mit und für die ehrenamtlich Engagierten in der Kirchengemeinde arbeitet. Über ihre Stelle als Engagemententwicklerin, das kirchliche Ehrenamt und ihre Vorstellung einer Kirche der Zukunft ist sie mit berufen ins Gespräch gekommen.





Sie haben ja nie Theologie oder etwas Ähnliches studiert. Wie sind Sie denn auf Ihre Stelle gekommen?

2017 haben wir im Kirchengemeinderat einen Antrag auf eine Stelle im Rahmen des Projekts Ehrenamtskoordination gestellt. Ich war damals selbst Mitglied des Kirchengemeinderats und deshalb gab es den Gedanken, dass ich sowas machen kann, noch gar nicht. Leider passte keine der eingegangenen Bewerbungen in das Anforderungsprofil der Gemeinde an diese Stelle, sodass unsere Gemeindeleitung einige Male nach Rottenburg ins Bischöfliche Ordinariat (BO) gefahren ist. Im Gespräch vor Ort kam dann heraus: Auf dem Job braucht man eine Beziehungsbombe. Und dann hieß es wohl beim Heimfahren von Rottenburg: „Dann wissen wir jetzt, wen wir fragen.“ Am gleichen Abend habe ich einen Anruf bekommen: „Könntest du das nicht machen? Du bist doch prädestiniert für sowas, du kannst mit Menschen umgehen, du bist vernetzt, du hast so eine positive Grundeinstellung zum Glauben und du willst was voranbringen. Mach du das doch!“ Dann habe ich Ende November 2017 innerhalb von drei Tagen meinen Job gekündigt und mich auf die Stelle beworben und schließlich habe ich sie auch bekommen. Darum bin ich als absolute Quereinsteigerin auf der Position.

Also sind Sie jetzt seit über fünf Jahren Ehrenamtskoordinatorin ...

Ja, aber ich bin mit dem Begriff nicht glücklich. Denn Koordination heißt immer, man muss sich darum kümmern, dass alles läuft. Ich bezeichne mich inzwischen als Engagementförderin oder Engagemententwicklerin, das trifft's mehr, denn bei manchen Kollegen und Kolleginnen lief es leider eher so: „Wir haben keine inistranten mehr, jetzt bring uns doch mal fünf ue.“ Und das ist nicht das Ziel unserer Arbeit.

Das Ziel ist, freiwilliges Engagement zu entwickeln und zu fördern, zu begleiten und eine Wertschätzungskultur aufzubauen.

Sondern? Was möchten Sie als Engagementförderin erreichen?

Das Ziel ist, freiwilliges Engagement zu entwickeln und zu fördern, zu begleiten und eine Wertschätzungskultur aufzubauen. Ganz wichtig ist Netzwerken in verschiedene Räume hinein, in die Kommune, in die Ökumene, in die Schulen. Ich benutze gerne ein Bild, das Gabriele Denner, die das Projekt seitens des BO maßgeblich entwickelt und begleitet hat, uns mal gezeigt hat: das Bild einer großen Wiese mit einem Zaun drumherum und einer Kirche in der Mitte. Das Tor vom Zaun ist offen und jeder kann reinfahren, kann mal ein Zelt aufstellen, kann mit seinem Camper kommen, kann dann aber auch wieder einpacken und wegfahren, wenn er will. So dürfen Kirche und Engagement in der Kirche sein. Denn gerade in der Kirche gibt's das leider noch zu viel: Gibst du den kleinen Finger, nehmen sie die ganze Hand. Dabei sind heute viele Menschen in ihrem Engagement projektbezogen und das Engagement muss auch sinnstiftend sein.

Dann ist es auch wichtig, eine charismenorientierte Ehrenamtskultur einzuführen: Jeder hat eine besondere Gabe, eine oder mehrere, die Gott in uns gelegt hat. Die zu fördern und anzusprechen bei Menschen, denen das vielleicht gerade nicht so bewusst ist, und ihnen zu helfen, dass sie sich einbringen können, das ist mir sehr wichtig. Die Frage ist also, wie die Menschen, die da sind, uns und anderen Gutes tun können.

nen. Das muss man aber ganz behutsam machen, mit viel Freiheit auf der Seite der Engagierten. Es geht nicht zuerst darum, die Menschen zu binden, sondern sie in allem Möglichen zu unterstützen. Bei meinem Einführungsgottesdienst habe ich deshalb drei große, leere Leinwände aufgehängt, um zu symbolisieren, wie ich Ehrenamtsarbeit sehe: Ich stelle Material – Leinwand und Farbe – zur Verfügung und jeder darf sein Bild malen.

Wenn sich irgendeine Person ehrenamtlich engagieren will, was sollte sie antreffen, wie sollte sie gefördert werden?

Ganz praktisch sind Arbeitsbeschreibungen: Ich habe einen Ordner angelegt, in dem zum Beispiel steht, was ein Lektor können muss. Und dann machen wir eben mal einen Kurs mit Sprechtraining, weil man das für diese Aufgabe braucht.

Wir machen auch spirituelle Angebote, daneben muss es aber auch Begleitung und eine Wertschätzungskultur geben. Da braucht es nichts Großes, es geht eher darum, immer wieder gesehen zu werden. Die Ehrenamtlichen müssen gut ausgerüstet sein, sie müssen wissen: Wer sind meine Ansprechpartner? Wo kann ich noch Unterstützung kriegen?

Dabei tut es gut, auch immer mal wieder in die Reflexion zu gehen: „Läuft es gut und geht's dir noch gut bei dem, was du tust?“ Manche trauen sich nicht, „Nein“ zu sagen. Deshalb müssen wir immer wieder sagen: „Du darfst gerne gehen, wenn es jetzt gerade nicht geht, hab da kein schlechtes Gewissen. Es ist schön, dass du dabei warst, und vielleicht hast du in einem Jahr was anderes.“

Und wenn sich niemand mehr findet, dann muss man eben auch manche Gebiete sterben lassen. Ein Beispiel ist das Thema Blumenschmuck: Wenn die Frau, die das immer gemacht hat, in Rente geht oder

das nicht mehr kann und sich niemand findet, dann lassen wir das weg, dann gibt's keine Blumen. Vielleicht sitzt dann jemand im Gottesdienst und denkt sich: „Das sieht jetzt aber echt blöd aus ohne Blumen, ich mach das.“

Neben dem vielen Schönen: Was sind die anstrengenden Seiten in Ihrem Beruf?

Mein Mann sagt immer, dass ich 50 % hauptamtlich arbeite und noch 80 % oder 100 % ehrenamtlich in der Gemeinde, weil ich eben auch in der Gemeinde lebe, in der ich arbeite. Das hat zwar viele Vorteile, aber sich da abzugrenzen ist manchmal schwierig.

Manchmal ärgert mich auch unsere Kirche und tut mir teilweise weh. Ich sehe, gerade bei uns und in der Diözese, dass sich Menschen bemühen, den Kurs zu ändern, und unsere Kirche zukunftsfähig machen wollen. Wenn ich dann wieder höre, dass jemand ausgetreten ist und dass das welche sind, die sich sehr engagiert haben, die aber das System nicht mehr unterstützen wollen – das tut mir echt weh. Manchmal geht's mir auch so, dass ich denke: „Ist das noch sinnvoll?“ Aber dann zitiere ich immer gern Rainer Maria Schießler: „Auftreten statt Austreten“. Wenn alle gehen, dann ändert sich gar nichts. Und ich persönlich kann mir ein Leben ohne Kirche schwer vorstellen.



Wenn Sie jetzt in die Zukunft schauen: Was würden Sie sagen, wohin sollte sich ehrenamtliche Arbeit in der Kirche und auch Engagemententwicklung bewegen, und was wünschen Sie sich in der Hinsicht?

Ich wünsche mir, dass die Idee der Engagementförderung, wie sie bei uns in der Diözese angedacht ist, Raum greift, dass es möglichst in jeder Seelsorgeeinheit eine solche Stelle gibt, auf der sich Menschen hauptamtlich nur um Ehrenamtliche kümmern, aber auch das Bindeglied zum Pastoralteam sind. Ich wünsche mir, dass wir als Kirche rausgehen mit unserem Ehrenamt, dass wir uns mit Ehrenamtlichen in Vereinen und anderen Einrichtungen vernetzen und immer wieder zeigen, wo Kirche ist. Denn erst, wenn wir uns zeigen, haben wir die Chance, dass die Leute kommen und sich engagieren.

Viele sagen immer: „Ach, keiner will heute mehr was machen.“ Das stimmt nicht, es muss nur passen! Machen wir es uns doch ganz einfach: Das, was gut läuft, das lassen wir laufen, und was nicht läuft, da müssen wir auch den Mut haben, solche Sachen sterben lassen. Ein Personalverantwortlicher im BO hat vor Kurzem gesagt: „Ich habe keine Lust mehr, Löcher zu stopfen.“ Genau, lassen wir das Löcher-Stopfen, stricken wir neue Socken. (lacht)

Im kirchlichen Ehrenamt bin ich nicht nur die Arbeiterin, sondern ich darf auch bestimmen. Ich kann Kirche mitgestalten.

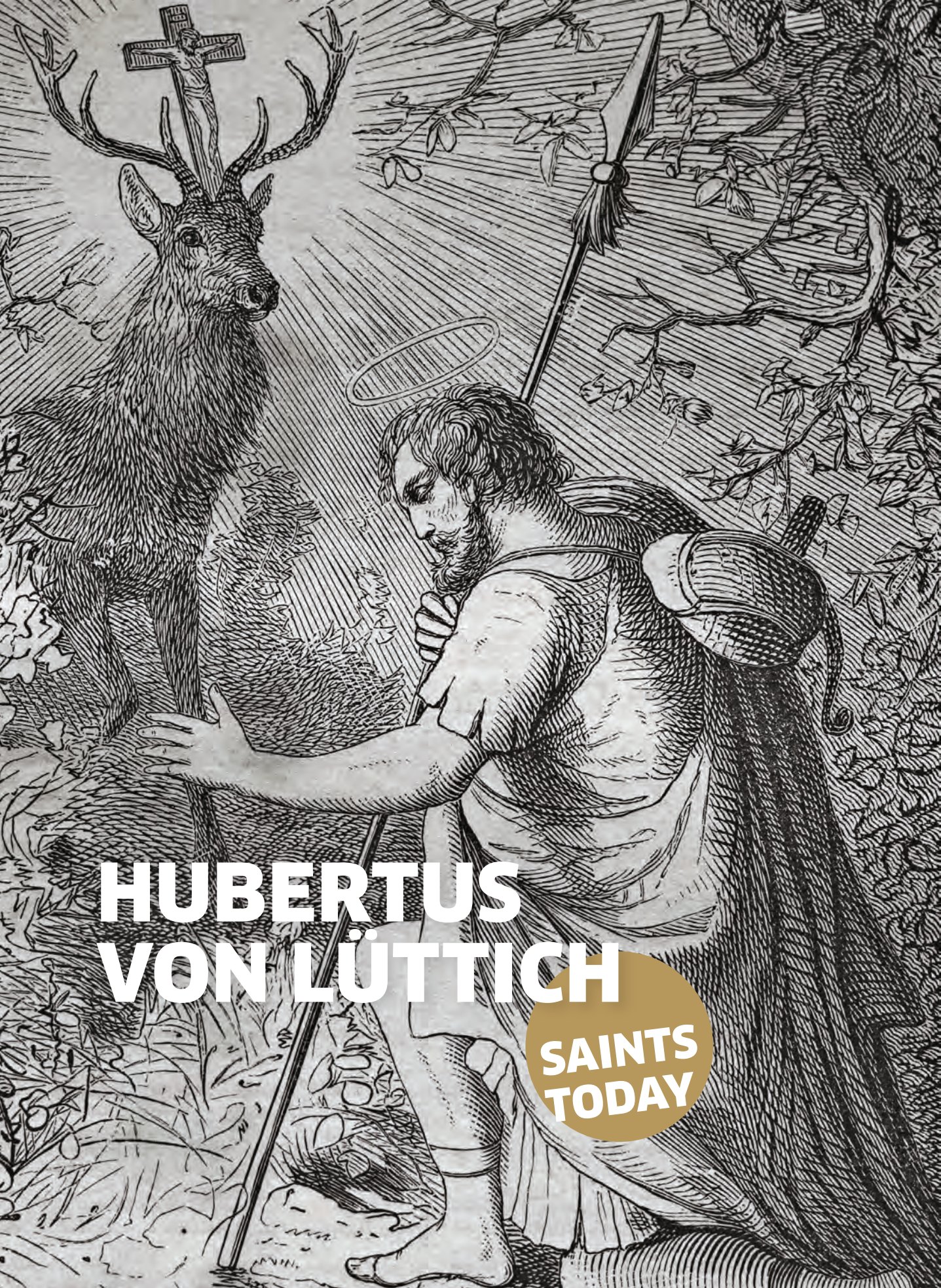
Sie haben ja sehr viele Erfahrungen gemacht in Ihrer Rolle als Engagemententwicklerin, aber auch persönlich, innerhalb und außerhalb der Kirche. Was möchten Sie denn daraus unserer Leserschaft mitgeben?

Zum einen Hoffnung: Gebt Kirche nicht auf! Kirche wird sich verändern und ich bin überzeugt, in zehn oder zwanzig Jahren wird die Kirche nicht mehr die sein, wie wir sie jetzt kennen. Aber wir müssen auch keine Angst haben, sondern Zuversicht. Die Bibel spricht von nichts anderem!

Und nicht immer nur jammern, sondern einfach mitgestalten. Ganz wichtig ist da der Begriff Partizipation. Im kirchlichen Ehrenamt bin ich nicht nur die Arbeiterin, sondern ich darf auch bestimmen. Ich kann Kirche mitgestalten. Gleichzeitig ist es auch Zeit, sich nicht davonzuschleichen, sondern Verantwortung zu übernehmen. Und nicht zuletzt das Ganze immer in Freude: Es gibt nichts Schöneres, als mit der Frohen Botschaft des Evangeliums leben zu dürfen und durch die Welt zu gehen.



TEXT GABRIEL HÄUßLER (24)



HUBERTUS VON LÜTTICH

**SAINTS
TODAY**

Patron der Jäger oder christlicher Tierschützer?

Jagd und Tierschutz – passt das überhaupt zusammen? Organisationen, die sich für Tierrechte einsetzen, verneinen diese Frage. Jäger und Forstwirte hingegen sehen darin keinen Widerspruch. Ohne Zweifel handelt es sich beim Verhältnis von Jagd und Tierschutz also um ein sehr kontroverses Thema. Interessant ist jedoch, dass es einen Heiligen gibt, der beide Seiten miteinander ins Gespräch bringen kann – den heiligen Hubertus. Sein Gedenktag ist der 3. November und er gilt als Schutzpatron der Jäger, Förster und Schützenvereine.

Der Überlieferung nach wirkte Hubertus, der um 655 geboren wurde, als Pfalzgraf am Hof in Paris und später in Metz. Seine Frau starb bei der Geburt des ersten Sohnes. Voller Trauer zog sich Hubertus daher sieben Jahre lang als Einsiedler in die Wälder der Ardennen zurück. Er machte eine Wallfahrt nach Rom, erhielt die Priesterweihe und wurde um 705 Bischof von Tongern-Maastricht, wobei er seinen Bischofssitz später nach Lüttich verlegte. Er galt dabei als umsichtiger Hirte und half beispielsweise den Menschen während einer schweren Hungersnot.

Vom zügellosen Jäger zum Heiligen

Einer Legende zufolge war Hubertus zunächst ein zügelloser Jäger. Dies änderte sich an einem Karfreitag: Auf der Jagd erschien ihm ein weißer und prächtiger Hirsch mit einem leuchtenden Kreuz zwischen dem Geweih. Hubertus ließ sich daraufhin taufen. Eine Version der Legende berichtet davon, dass Hubertus durch dieses Ereignis zum Nichtjäger wurde; gemäß einer anderen mäßigte er sein Jagdverhalten. Für Jäger gilt der heilige Hubertus daher als Vorbild für einen verantwortungsvollen Umgang mit dem Wild und der Natur. Tierschützer können hingegen auf

jene Version der Legende verweisen, wonach Hubertus der Jagd abschwor.

Durch Jesus Christus ändert Hubertus sein Leben

Unabhängig davon, ob man die eine oder andere Version der Legende präferiert, bringt der Hirsch mit dem leuchtenden Kreuz zwischen dem Geweih eine wichtige Botschaft zum Ausdruck: In den Tieren gibt sich Gott als Schöpfer zu erkennen und der Mensch ist als Ebenbild Gottes zum verantwortungsvollen Umgang mit der Schöpfung bestimmt. An dieser Stelle möchte ich auch auf die große Bedeutung des Kreuzes in der Legende verweisen: Es ist der gekreuzigte Jesus Christus, der sich offenbart und bewirkt, dass Hubertus sein Leben ändert. Dies erinnert an den heiligen Paulus, der zunächst die christliche Kirche verfolgte, bevor er sich durch eine Offenbarung Jesu Christi grundlegend wandelte. Auch in der heutigen Zeit beeindruckt mich immer wieder Menschen, die Jesus und Gott begegnet sind, zum christlichen Glauben gefunden haben und seitdem ein ganz neues Leben führen.

Die Legende vom heiligen Hubertus bringt zum Ausdruck, dass der Herrschaftsauftrag des Menschen in Genesis 1 mit Verantwortung für alle Geschöpfe verbunden ist. Wenn sowohl Jäger als auch Tierschützer jener gerecht werden möchten, haben sie im Grunde dasselbe Ziel.



TEXT JAKOB RAGER (26)



„Ihre Tür steht immer offen“

**Theresa Heinz studierte Theologie
in Heidelberg und Tübingen.
Seit 2020 arbeitet sie an der
Universität Tübingen als
Studienfachberaterin
und Austauschkoordinatorin.
Wir haben mit ihr über ihren Alltag
und ihr Arbeitsfeld gesprochen.**

Wie sind Sie zu Ihrem Beruf an der Uni gekommen und was haben Sie davor gemacht?

Ich fange einfach mal an mit dem, was ich davor gemacht habe, nämlich auch Theologie studiert. Im sogenannten Vollstudium, wie es viele unserer Studierenden machen. Theologie habe ich erst in Trier und dann in Tübingen studiert, ich war also auch Studentin hier an unserer Fakultät. Nach meinem Studium habe ich die Ausbildung zur Pastoralreferentin in meiner Heimatdiözese Trier absolviert und dort dann als Pastoralreferentin gearbeitet. Im Januar 2020 bin ich dann nach Tübingen an die Fakultät zurückgekommen – das ergab sich ganz klassisch durch eine Stellenausschreibung, auf die ich mich beworben habe. Denn einen Bezug zur Fakultät hatte ich ja schon seit dem Studium. Damals, als Studentin, habe ich mich an der Fakultät hier in Tübingen immer sehr wohl gefühlt; das ganze Studierendenleben, das ja auch bei mir von der netten, persönlichen Atmosphäre im Theologicum ebenso wie von KHG, Mentorat etc. geprägt war, das hat mir alles sehr gut gefallen. Ich habe die Art und Weise sehr geschätzt, wie in Tübingen Theologie gelehrt wird, so dass mir das Profil der Uni einfach zugesagt hat. Umso erfreulicher war es, dass es dann mit der Stelle an der Fakultät tatsächlich geklappt hat, wenn auch in anderer Rolle.

Gab es während Ihres Studiums auch eine Studienfachberatung und haben Sie diese in Anspruch genommen oder war Ihr Beruf etwas ganz Neues für Sie?

Ich habe es am Rande durchaus selbst schon mitbekommen, denn im Theologiestudium gibt es ein paar Gelegenheiten, bei denen man sich an die Studienfachberatung wenden muss. Dafür kann es viele Gründe geben. Das heißt, zu mir kommen heute nicht nur die "besonders schwierigen" oder gar "hoffnungslosen Fälle". Selbst wenn das Studium ganz normal und erfolgreich verläuft, gibt es immer

Anlässe, dass die Studierenden hier im Studiendekanat vorbeischauchen. Bei mir ging es zum Beispiel damals nach dem Uniwechsel von Trier um die Anrechnung der Studienleistungen ins hiesige System.

Helfen Ihnen die Erfahrungen, die Sie selber gemacht haben, heute in Ihrem Beruf?

Ja, auf jeden Fall! Es ist immer gut, wenn man das Studierendenleben selbst miterlebt hat und gerade auch hier an unserer Fakultät. So weiß ich einfach noch aus eigener Erfahrung, wie manche Verpflichtungen, die man als Studierende hat, sich auswirken bzw. was dahintersteckt, wenn man sozusagen auf der anderen Seite steht. Nicht zuletzt ist es bei vielen meiner Aufgaben wichtig, dass ich mich fachlich, also inhaltlich-theologisch mit dem Studium auskenne. Zudem würde ich sagen, dass mir die Ausbildung zur Pastoralreferentin geholfen hat. Nicht unbedingt unmittelbar, schließlich muss ich hier keine klassische Seelsorge betreiben. Die grundsätzlichen Fähigkeiten und Kompetenzen jedoch, die man in der Berufseinführung erworben hat und die ja auch in ganz vielen Bereichen sinnvoll sein können, die habe ich mitgenommen.

Wie sieht Ihr Alltag aus?

Mein Alltag ist sehr vielfältig. Ein Teil meiner Stelle ist die Studienberatung, das heißt, da habe ich zu allen möglichen Themen und auf verschiedenen Wegen Kontakt zu Studierenden und Studieninteressierten. Zudem bin ich Assistentin des Studiendekans. In dieser Funktion arbeite ich viel im Büro zu verschiedenen Themen und stehe in Kommunikation mit ihm, den Lehrenden, den Sekretariaten der Lehrstühle, mit meinen Kollegen aus den anderen Fachbereichen oder mit der zentralen Uni-Verwaltung. Als Assistentin des Studiendekans bin ich unter anderem verantwortlich für die Veranstaltungsplanung, also wann welche Vorlesungen und Seminare in den kommenden Semestern an unserer

Fakultät stattfinden sollen und für welche Module sie von welchen Studiengängen belegt werden können. Das alles muss ja, zusammen mit den Lehrstühlen, koordiniert werden. Ich biete einmal die Woche eine Sprechstunde an, in der die Studierenden mit all ihren Fragen zu mir kommen können. Außerdem arbeite ich seit einem Semester als Dozentin und bin an der Fakultät zuständig für unser Predigtseminar. Dieses Seminar ist vor allem für die Studierenden des Magisters vorgesehen, aber natürlich können auch Studierende aus anderen Studiengängen in der entsprechenden Studienphase teilnehmen.

Wo sind Herausforderungen, mit denen Sie zu kämpfen haben?

Ich habe mit vielen verschiedenen Akteuren zu tun, die naturgemäß alle verschiedene Perspektiven und manchmal auch unterschiedliche Interessen haben. Das ist manchmal gar nicht so leicht, alle unter einen Hut zu bringen. Vor den größten Herausforderungen standen wir während der Corona-Pandemie, wie in vielen Bereichen wahrscheinlich auch. Wir mussten uns in sehr kurzer Zeit quasi neu erfinden. So erinnere ich mich zum Beispiel an den Ersti-Einführungstag im Herbst 2020 – den wir in Präsenz abhalten konnten – der aber natürlich unter ganz anderen Umständen stattfand als jetzt nach Corona und vor allem sehr genau geplant werden musste. Also bisher gab es noch nichts, was wir nicht irgendwie schaffen oder organisieren konnten.

Eine weitere Herausforderung in der Theologie insgesamt ist zweifellos, dass wir schon seit einigen Jahren leider immer weniger neue Studierende begrüßen können. Dieser "Nachwuchsmangel" macht uns an der Fakultät wirklich große Sorgen. Ein Theologiestudium ist ja nicht nur in sich sehr vielfältig und deshalb so spannend, sondern es bietet zudem zahlreiche attraktive Berufsperspektiven, auch über das Lehramt oder den pastoralen Dienst hinaus. Über all das informiere ich sehr gerne ganz in Ruhe

alle, die irgendwie mit dem Gedanken spielen, bei uns ein Studium zu beginnen.

Was macht Sie in Ihrem Beruf glücklich?

Mich macht es vor allem glücklich zu sehen, wenn die Studierenden ihr Studium erfolgreich meistern. Und ganz besonders freut es mich bei denjenigen, die nebenher mit persönlichen Belastungen zu kämpfen haben. Dann zu sehen, dass diese Kommilitonen trotzdem mit Freude und erfolgreich Theologie studieren, ist für mich sehr schön mitzuerleben und ein großer Antrieb.

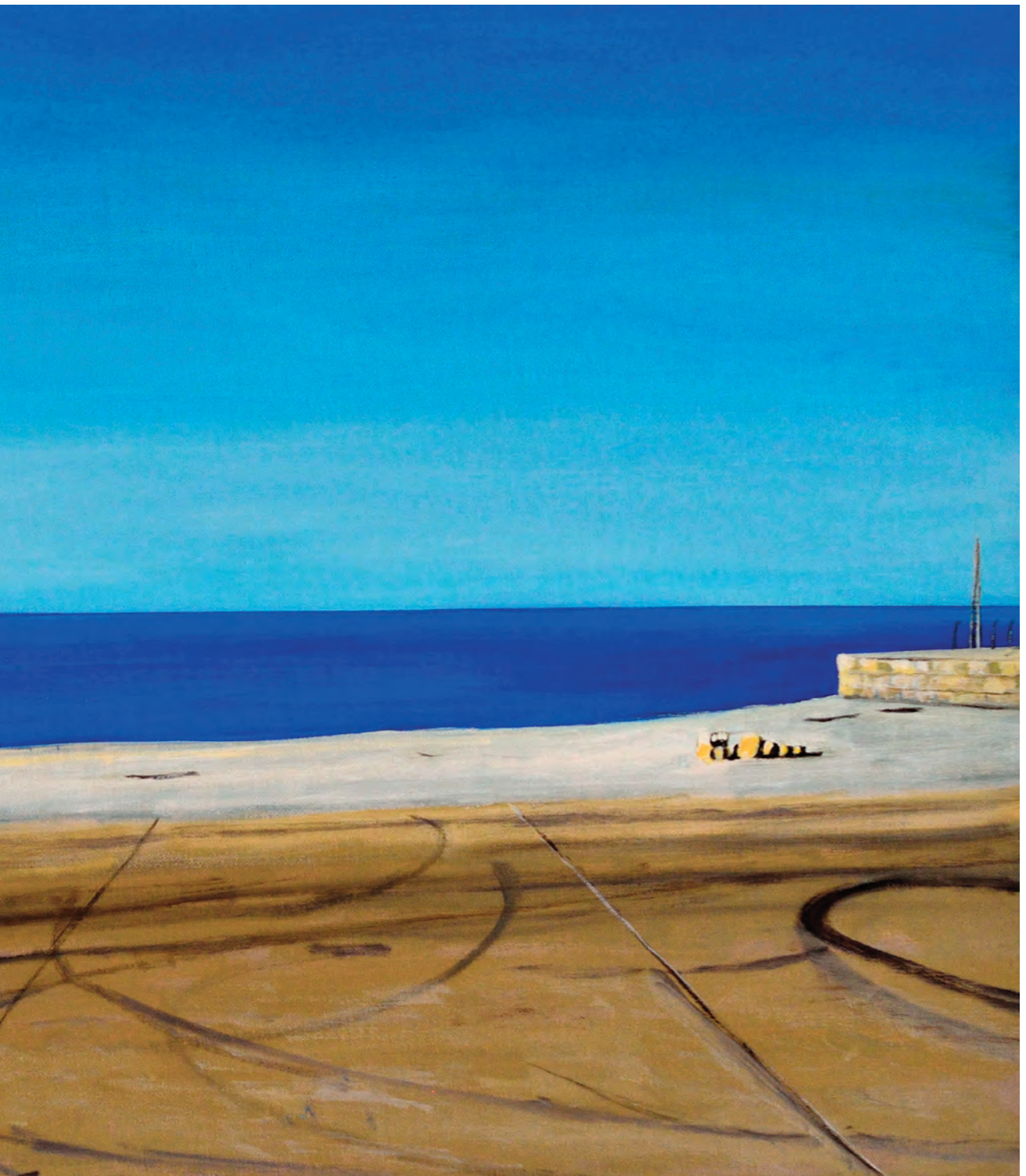
Wie würden Sie „Berufung“ beschreiben?

Oh, das ist meines Erachtens eine schwierige Frage, denn der Begriff „Berufung“ weckt ja ganz unterschiedliche Assoziationen und Konnotationen und er ist meiner Meinung nach in vielerlei Hinsicht ziemlich vorbelastet, nachdem er lange Zeit nur auf bestimmte Berufe und Lebensformen beschränkt wurde. Mir scheint, es ist auf jeden Fall gut, Berufung in einem weiten Sinne zu verstehen. Ich würde ihn auf jeden Fall nicht nur auf bestimmte Berufe beschränken, sondern auf alle getauften Menschen anwenden. Wenn wir als Christen an der richtigen Stelle sind, wo Gott uns sozusagen aus guten Gründen hingeführt hat, wenn wir dort mit Gott als zuverlässigem Begleiter in unserem Element sind, dann kommt das zumindest meinem Verständnis von Berufung schon gut nahe.



TEXT JULIA GAUL (22)







Eine Bildbetrachtung zum Gemälde „Mann am Meer“

*Brüder und Schwestern,
ich bilde mir nicht ein,
dass ich es schon ergriffen hätte.
Eines aber tue ich:
Ich vergesse, was hinter mir liegt,
und strecke mich nach dem aus,
was vor mir ist.
Das Ziel vor Augen,
jage ich nach dem Siegespreis:
der himmlischen Berufung
Gottes in Christus Jesus.
(Philipper 3,13–14)*

Ein Mann steht auf einer Anhöhe und blickt aufs Meer. Er blickt in die Ferne, ins Weite des Horizontes. Er blickt hinaus auf das ewige Meer, das ruhig da liegt, überspannt von einem weit geöffneten Himmel. Wenn wir auf das Meer schauen, ist es immer zugleich ein Blick in die Ewigkeit. Und auch ein Blick in die Zukunft, die vor uns liegt, im offenen Raum. Der Blick auf das Meer führt immer nach vorn und nie zurück. Zurück bleibt die Vergangenheit, die verstrichene Zeit. Die Spuren der alten Tage, sie sind noch da, sichtbar und spürbar, als Reifenspuren auf dem Asphalt, wie Narben der Erinnerung. Die Zeit hinterlässt ihre Spuren, auch wenn manche Wunde bleibt, so kann man doch neu anfangen, abschließen mit dem, was war, und die Vergangenheit zurücklassen. Umkehren und neu beginnen, berufen und gerufen zu einem erfüllten Sein, zu einem neuen Leben in Christus.

ZUR PERSON

Andreas Jauss wurde 1960 in Sindelfingen geboren. Er studierte Malerei und Grafik an der staatlichen Kunstakademie in Karlsruhe, auch Theologie im interdiözesanen Seminar in Lantershofen. Seit 2021 ist er Pfarrer in der Gesamtkirchengemeinde Stuttgart-Neckar. Er ist weiterhin künstlerisch aktiv und seine Werke sind in zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland zu sehen.

Bildlegende:

Andreas Jauss

Mann am Meer, 2018

70 x 100 cm, Öl auf Leinwand

A close-up photograph of a woman with long, wavy brown hair, seen from the side. She is looking towards the right. Her right arm is extended, and a tattoo is visible on her forearm that reads "EVERYONE STAND TOGETHER" in a simple, hand-drawn font. She is wearing a blue shirt with a pocket and a red garment underneath. The background is blurred, showing what appears to be a stadium or arena setting with grey seats.

Termine

„Ja“ zu einem kirchlichen Dienst: Weihe- und Beauftragungsfeiern

- 18.05. Weihe der Ständigen Diakone
- 29.06. Beauftragung der Pastoralassistent:innen
- 06.07. Priesterweihe
- 06. + 12.07. Verleihung der Missio Canonica an Religionslehrer:innen
- 13.07. Beauftragung der Gemeindeassistent:innen

Diözesanstelle Berufe der Kirche

- 21.04. "Weltgebetstag um geistliche Berufungen" Predigtaktion #preachaboutvocation
Materialien finden sich auf unserer Homepage <https://berufe-der-kirche-drs.de/>
und dem Mitarbeiterportal der Diözese.
- 03. – 05.05. Find your vision! – Wie will ich wirklich wirklich leben?
Berufungcoaching in der Gruppe in Untermarchtal
- 21. – 22.06. Gott und den Menschen nahe: Ständiger Diakon in Heiligkreuztal

Anmeldung, soweit nicht anders angegeben, bitte bis eine Woche vorher auf unserer Homepage <https://berufe-der-kirche-drs.de/> oder per E-Mail bei berufe-der-kirche@drs.de

Päpstliches Werk für geistliche Berufe

Gebetsbildchen mit dem Jahresgebet 2024 können bei der Diözesanstelle Berufe der Kirche bestellt werden.

Wenn Sie die Arbeit des Päpstlichen Werkes für geistliche Berufe unterstützen möchten, ist uns Ihre Spende willkommen!

Empfänger: Bistum Rottenburg-Stuttgart

Volksbank Herrenberg-Rottenburg, IBAN: DE48 6039 1310 0005 4040 02

Verwendungszweck 1: 512020

Verwendungszweck 2: Päpstliches Werk für geistliche Berufe

Für die Ausstellung einer Zuwendungsbestätigung benötigen wir den Namen und die Adresse des Spenders. Vielen Dank!



